Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8. Fernsprecher 153 u. 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3 (Fernspr. Nr. 4046), L. Lösche, Katharinenstraße 14 (Fernsprecher Nr. 2635) u. Königsplatz 7 (Fernsprecher Nr. 7506).

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34 (Fernsprecher Amt I Nr. 1713).

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Fernsprecher Amt VI Nr. 4603).

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, nach den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰.
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & W. Klinkhardt).

Nr. 176. **Donnerstag** den 7. April 1904. **98. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* In der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages, welche heute über den Gesetzentwurf, betreffend die Organisation des ärztlichen Standes, beriet, kam es zu einer lebhaften Debatte über die Haltung der Regierung in dem Streite der Leipziger Aerzte mit der Ortskrankenkasse.

* Der deutsche Kronprinz ist gestern abend 11 Uhr von Berlin nach Kopenhagen abgereist.

* Ueber die Grundzüge der Reform zur Entlastung des Reichsgerichts ist soweit eine Einigung erzielt worden, daß die Vorlage in etwa vier Wochen an den Reichstag gelangen kann.

* Aus Barcelona wird amtlich gemeldet: Als der König von Spanien die Arbeitsausstellung verließ, platzte eine Bombe. Zwei Landleute wurden verwundet. Ein Verdächtiger wurde verhaftet.

Das „souveräne Volk" von Zschopau-Marienberg.

Auf der Landeskonferenz der Sozialdemokratie Sachsens hat „Genosse" Sindermann als Vertreter der sozialdemokratischen Parteileitung in bezug auf die bekannte Kandidatur Göhre im Wahlkreise Zschopau-Marienberg auf das allerentschiedenste den Standpunkt verfochten, so weit dürfe man den demokratischen Bogen nicht spannen, daß man einem Wahlkreise ein souveränes Selbstbestimmungsrecht über die Kandidatur lasse. Mit dieser Auffassung bringt sich „Genosse" Sindermann zunächst in den schroffsten Gegensatz zur Generalversammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins in Zschopau-Marienberg, die am 2. Osterfeiertage in einer einstimmig angenommenen Resolution sich dahin entschied, daß den Wahlkreisen in der Kandidatenfrage die Souveränität unter allen Umständen gewahrt bleiben müsse. „Genosse" Sindermann bringt sich mit seiner Auffassung aber auch in den schroffsten Gegensatz zu dem Programm der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, wie es zu Erfurt auf dem Parteitage des Jahres 1891 beschlossen worden ist. Allerdings enthält das Erfurter Programm der Form nach keine Bestimmungen für das Recht der Wahlkreise, souveräne Kandidaten aufzustellen. Indessen unter den Forderungen, welche das Programm „zunächst" erhebt, finden sich die nachstehenden:

„Aufhebung jeder Beschränkung politischer Rechte außer im Falle der Entmündigung; direkte Gesetzgebung durch das Volk vermittels des Vorschlags- und des Verwerfungsrechtes; Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volkes in Reich, Staat, Provinz und Gemeinde; Wahl der Behörden durch das Volk ...."

Angesichts dieses Füllhorns von Rechten, welche das offizielle Programm der sozialdemokratischen Partei über das „souveräne Volk" ausschüttet, handelt die Generalversammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins in Zschopau-Marienberg nur logisch und bescheiden, wenn sie im Punkte der Wahlkreiskandidaturen den Wählerschaften die Souveränität unter allen Umständen wahren will. „Genosse" Sindermann aber hat durch seine Theorie von der Ueberspannung des demokratischen Bogens zu den Forderungen des Erfurter Programms die beißendste Kritik geliefert, die sich denken läßt. Denn an politischer und praktischer Tragweite gehen die Rechte, welche das Erfurter Programm dem „souveränen Volke" auf den Gebieten der Gesetzgebung, der Selbstbestimmung, der Selbstverwaltung und der Behördenwahl erteilt, unendlich über die Befugnis, den Kandidaten eines Wahlkreises zu ernennen. So hat der Sieg der „Zielbewußten" über Göhre im Wahlkreise Zschopau-Marienberg der sozialen Demokratie Deutschlands nicht nur den Verlust eines Reichstagsmandats, sondern auch eine Niederlage grundsätzlicher Art eingetragen.

Der Aufstand der Herero.

* **Vom Kriegsschauplatz.** Oberst Leutwein sendet aus Okahandja vom 6. d. M. ein Telegramm, welches bestätigt, daß Major Glasenapp, wie beabsichtigt, am 1. April seinen Vormarsch in südöstlicher Richtung fortgesetzt hat, während die 1. Feldkompagnie von Windhoek nach Okahandja vorgerückt ist. Die Hauptmacht der Herero soll noch bei Oganjira, etwa 30 Kilometer östlich von Okahandja stehen, so daß letzteres wieder der Mittelpunkt der Operationen werden dürfte. Leutweins Telegramm hat folgenden Wortlaut:

80 Witbois, eine Feldkompagnie sind am 2. von Windhoek nach Okahandja abgerückt. Nach Aussage von Gefangenen und Ueberläufern ist die Hauptmacht der Herero noch bei Oganjira. Abteilungen bei Okatumba und Katjapia. Glasenapp ist am 1. April von Otjelokerero nach Otjituoto vorgerückt. Ein Trupp der Otjimbingwer Herero ist in der Nacht vom 29. zum 30. März bei Teufelsbäch (gemeint ist hier wohl Teufelsbrücke, etwa 20 km südlich von Okahandja. Red.) ostwärts über die Bahn gegangen. Von Okahandja ist eine Kompagnie mit der Eisenbahn vorgesandt. Bastards verfolgten sie von Geisbarmein aus. Rest der Otjimbingwer anscheinend in das Komas-Hochland zurückgegangen.

* **Der Verstärkungstransport,** der heute von Hamburg aus mit dem Dampfer „Lucie Woermann" die Ausreise nach Südwestafrika antreten soll, ist gestern abend von Berlin abgegangen. Zur Verabschiedung war der Kronprinz auf dem Lehrter Bahnhofe erschienen. Stärke und Zusammensetzung des Transports haben wir bereits gemeldet.

* **Ein Privatbrief.** Von den Verhältnissen, die Mitte Februar in Windhoek herrschten, erhält man ein anschauliches Bild aus einem nach Berlin gelangten Privatbriefe einer in Windhoek ansässigen Dame, der der „Voss. Ztg." zur Verfügung gestellt ist und folgenden Wortlaut hat:

Windhoek, 16. Februar 1904. Wenn Du etwa denkst, wir leiden hier sehr unter dem Kriegsgetümmel, da bist Du aber im Irrtum. In Windhoek selbst ist alles still, nur ab und zu kommen neue Soldaten aus Deutschland. Der Krieg spielt sich jetzt ungefähr acht Reisestunden von hier entfernt ab und noch etwas weiter. Es kommen immer wieder Nachrichten, daß Soldaten gefallen sind oder die Nachtposten heruntergeschossen wurden. Am 11. Januar ging hier das Morden los — denn anders kann man das nicht nennen. Die Herero überfielen erst die einzelnen Farmer, schlugen sie auf eine grausame Art tot, plünderten die Wohnung, brannten dann die Gebäude ab und trieben das Vieh fort. Die meisten der Farmer sind wohlhabende Leute gewesen, ihr Vieh zählte nach Tausenden. Nun sind ja auch noch welche mit dem Leben davongekommen, die sich noch rechtzeitig nach einer größeren Militärstation flüchten konnten, jedoch sind es nur alles arme Leute. Die Regierung verpflegt sie ja einstweilen, und die Farmer werden ja auch Anspruch auf Schadenersatz haben, aber was sie ersetzt bekommen, ist eine Traube.

Am 12. Januar wurde hier alles eingezogen, was Mann war, Greise mit 60 Jahren und Jünglinge mit 17 Jahren. Damit waren ungefähr 200 Soldaten in Windhoek, man sah keinen Zivilisten mehr. Wir haben schreckliche Tage verlebt. Es ist uns ja nichts passiert, aber die ewige Angst. Die paar unausgebildeten Soldaten hätten den großen Platz doch schlecht verteidigen können. Die Herero zählten nach Tausenden und rückten von Tag zu Tag näher. Sie waren nur noch eine gute halbe Stunde von uns entfernt. G. (der Mann der Briefschreiberin. Red.) hatte Wache mit dem Maschinengewehr auf dem Turm der Kaserne. Es herrschte hier eine Panik und Aufregung! Es liefen auch immerfort Nachrichten ein, daß wieder so viele Deutsche erschossen oder erschlagen wären. Meist waren denn auch immer gute Bekannte dabei, die man noch ein paar Tage zuvor gesprochen hatte.

Ungefähr am 15. Januar wurde die Sache sehr kritisch. Der Feind rückte mächtig näher. Von einer Patrouille wurden fünf Soldaten und ein Leutnant erschossen. Am Nachmittag wurde Alarm geblasen und befohlen, daß alle Frauen und Kinder nach der Kaserne mußten. Das war eine Aufregung und ein Laufen, fürchterlich! Ich hatte zum Glück alles vorbereitet, Kleider, Wäsche, Decken, Gardinen in Kisten gepackt und in die Büchsenmacherei gebracht; diese liegt neben der Kaserne. Der ganze Ort war ja schließlich leer, und die eigenen Kaffern konnten die Sachen stehlen. In der Kaserne hatte ich von einem bekannten Feldwebel das Zimmer und schlief in dessen Bett; noch mit Moskitonetz! Wenn G. auf seinem Wachtposten Durst bekam, klopfte er nur ans Fenster, und ich reichte ihm dann ein Glas Wein hinaus. Manchmal war es in der Kaserne ganz fidel, sogar Sekt haben wir dort geknei pt; denn man wollte doch immer noch mal fröhlich sein. Man wußte nicht, was der nächste Tag bringt. Um G. hatte ich meine liebe Angst, aber wir sind, Gott sei Dank, alle heil geblieben. Bei Tage wagten wir Frauen uns dann nach Hause. Das Vieh mußte doch besorgt werden, und essen wollten wir auch. Aber abends, ehe es dunkel wurde, ging's im Trab nach der Kaserne.

Seit dem 1. Februar schlafen wir wieder zu Hause. Jetzt ist ja auch mehr Militär im Lande, und die Herero haben sich von Windhoek zurückgezogen. Jetzt eben besuchte mich eine junge Frau, die im vorigen Sommer mit demselben Dampfer, mit dem ich kam, auch herauskam. Ihr Mann war hier Beamter; er wurde am 11. Januar mit seinem 15jährigen Sohne erschlagen. Die Frau ist mit dem dreijährigen Kinde am Leben geblieben und ist jetzt wieder hoch in gesegneten Umständen. Es ist noch eine ganze Zahl junger Witwen hier, die zum Unglück auch alle guter Hoffnung sind. Wenn wir erst wissen werden, wer alles tot ist, werden es gut 200 sein.

Es ist ein Skandal, daß so etwas passieren muß. Ich kann Dir ja nicht alles so ausführlich schreiben, da müßte ich 20 große Bogen vollschreiben. Lies nur die Zeitungen, da wird schon alles genau drin stehen, es sind ja jetzt Zeitungsberichterstatter aus Berlin hier. Wir haben in Windhoek nichts mehr zu befürchten und leben jetzt ganz fidel. Das Wetter ist herrlich, wir haben 40 Grad Wärme.

Der russisch-japanische Krieg.

An Bord eines russischen Kriegsschiffes.

In den russischen Zeitungen bilden jetzt die Schilderungen von Scenen aus den Kämpfen in Ostasien eine stehende Rubrik. Der russische Soldat verrichtet darin erstaunliche Heldentaten, und die Japaner haben dann unter Zurücklassung von Toten und Verwundeten das Weite zu suchen. Beim Lesen dieser Berichte ist also immer die ja begreifliche Hurrastimmung in Abzug zu bringen. Das dürfte wohl auch von der folgenden Schilderung gelten, die der in Port Arthur erscheinenden russischen Zeitung „Nowikrai" entnommen ist:

„Die berstenden Granaten warfen einen Mann nach dem anderen nieder, bis die Decks von Blut schlüpfrig waren. Mitten in diesem Höllentumult stand der Kapitän vollständig unbewegt in seinem Beobachtungsturm und telephonierte in aller Ruhe seine Befehle an die Geschütze. Diese merkwürdige Ruhe übte einen wunderbaren Einfluß auf alle Offiziere aus. Das Schiffslazarett war bald mit Verwundeten gefüllt. Vor Beendigung des Kampfes waren 89 Mann hinuntergebracht worden. Unter dem Donner der Geschütze, unter dem Zischen der die Luft durchschneidenden Geschosse, unter dem Getöse, welches krepierende Granaten, zersplitterndes Holzwerk und die schwer arbeitenden Maschinen hervorriefen, arbeiteten die Aerzte ruhig an den auf dem Operationstisch ausgelegten Verwundeten. Obgleich einige der Leute entsetzliche Schmerzen litten, und obgleich nur in einem Falle schmerzbetäubende Mittel verwendet wurden, hörte man nur wenig Stöhnen. Als die Schlacht zu Ende war, und der Feind anfing abzuziehen, brachen die Offiziere auf der Brücke in Hurrarufe aus. Dieses Hurra pflanzte sich fort und wurde selbst von den Heizern im Maschinenraum und sogar von den Verwundeten aufgenommen. Der Kapitän signalisierte „mit Volldampf voraus hinter den zurückgehenden Japanern her", aber das Schiff war noch nicht weit gesehen, als das Flaggschiff signalisierte: „Bojen zurückkommen."

Auszeichnung russischer Offiziere.

Aus Petersburg wird gemeldet: Für die Abwehr der Angriffe der japanischen Torpedoboote auf die Reede von Port Arthur am 8. Februar und für ihre Haltung in den Kämpfen am 9. Februar wurden ausgezeichnet der frühere Chef des Geschwaders im Stillen Ozean Vizeadmiral Starck durch Verleihung des St. Wladimir-Ordens II. Klasse mit Schwertern und Kontreadmiral Fürst Uchtomski durch den St. Stanislaus-Orden I. Klasse mit Schwertern. Kapitän Reitenstein erhielt für das ausgezeichnete Kommando des Wladiwostocker Geschwaders den St. Wladimir-Orden III. Klasse.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig,** 7. April.

Unentgeltliche Rechtsauskunft.

Die preußische Regierung erwägt, wie jüngst verlautete, unentgeltliche Rechtsauskunftsstellen für Minderbemittelte einzurichten.

Feuilleton.

11] **Das Testament des Bankiers.**
Roman von A. M. Barbour.
Nachdruck verboten.

Skott lächelte amüsiert. „Meinen Sie wirklich, gnädiges Fräulein, daß sie die Truppen kommandierte, die gegen mich auftraten?"

„Gewiß meine ich das; ich habe sehr genau beobachtet und die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Leute unter Führung von Frau La Grange standen und hauptsächlich nach ihren Anweisungen aussagten."

„Wenn ich nun aber erkläre, daß die mich belastenden Aussagen wenigstens teilweise auf Tatsachen beruhen. Wie dann?"

„Nun, dann sage ich, daß an und für sich ganz unschuldige Tatsachen von einem geschickten, schlauen Gegner recht gut so gedreht und dargestellt werden können, daß sie nur scheinbar der Wahrheit entsprechen und zu einer scharfen Waffe werden."

„So ist es; und gerade solche falsche, auf wahren Tatsachen fußende Darstellungen sind meist am schwersten zu bekämpfen. Ohne Frage ist der Schein so gegen mich, daß ich mich im Grunde nicht wundern darf, wenn ich allen verdächtig geworden bin, und um so höher muß ich es schätzen, daß in Ihnen der Verdacht noch nicht völlig erweckt zu sein scheint."

„Vielleicht schlummert er bei mir noch in demselben Maße, wie bei Ihnen die Furcht. Ich habe an Ihnen noch nicht die geringste Besorgnis über den Ausgang der Sache entdecken können."

„Die habe ich auch nicht, aber es ärgert mich, daß sich gerade jetzt alle Umstände gegen mich verbunden zu haben scheinen, und es widert mich an, erkennen zu müssen, wie schnell Leute nach dem Scheine urteilen und verdammen."

„Gewiß; ich verstehe Ihre Gefühle vollkommen", erwiderte die junge Dame, indem sie sich erhob, „trösten Sie sich aber damit, daß die meisten Menschen, wenn persönliches Interesse dabei in Betracht kommt, sich um so leichtgläubiger zeigen, je ungeahnter und ungeheuerlicher die plötzlich zutage tretenden Enthüllungen sind."

Während dieser Worte waren beide zum Zimmer hinaus und wieder nach dem Verhandlungssaal geschritten. Um die Lippen des so weltklug sprechenden Mädchens spielte das nämliche Lächeln, das den schwer Verdächtigten schon einmal während der Vormittagsverhandlung so wohltuend berührt hatte.

Die Fäden verwirren sich.

Die Fortsetzung des Verhörs begann mit der Vernehmung der Köchin Marie Catron. Ihre Aussage war nur kurz, wurde jedoch mit amüsanter Geradheit abgegeben. Ueber die Vorgänge des dem Morde vorhergegangenen Tages befragt, antwortete sie:

„Ich weiß nichts als das, was die andern schwatzten. Mein Platz ist in der Küche." Sie warf einen verächtlichen Blick auf das Stubenmädchen. „Ich kann nicht müßig in den Korridoren herumlungern und auf den Besenstiel gestützt an den Schlüssellöchern horchen."

„Bezog sich das Geschwätz, von dem Sie sprechen, auf die letzten Ereignisse, die sich hier abspielten?"

„Ja — wie man's nehmen will. Meist sprach man über das Testament und dessen Inhalt."

„Wie hatte denn die Dienerschaft von dem Inhalt des Testaments Kenntnis erlangt?"

„Ja, lieber Herr, das ist mehr, als ich sagen kann, ich weiß eben nur, daß gewisse Leute so ihre gewisse Art haben."

Weitere Fragen ergaben, daß sie in der Nacht des Mordes zwischen zwei und drei Uhr durch einen Ton erweckt worden war, der wie das Schließen einer Haustür geklungen hatte. „Ich lauschte eine Weile", fuhr sie fort, „hörte aber nichts und duselte wieder ein. Bald aber vernahm ich nochmals ein Geräusch. Nun war ich aber doch neugierig, stand auf und öffnete leise mein zu ebener Erde liegendes Fenster. Da sah ich den Kutscher mit offenem Maule dastehen und wie blödsinnig das Haus anstarren. Der Mensch kam mir rein mondsüchtig vor, denn er murmelte auch vor sich hin, als ob er mit sich selber spräche. Ich wollte ihm eben zurufen, er solle sich nach Hause scheren, da ging er aber schon von selber."

„Schien er Ihnen betrunken?"

„Das gerade nicht, ich halte ihn aber auch, wenn er nüchtern ist, für halb verdreht und glaube, daß man ihn nicht für alles, was er sagt oder tut, verantwortlich machen kann."

„Begaben Sie sich, als Sie von dem Morde erfuhren, gleich nach dem Turmzimmer?"

„Natürlich. Auf der Stelle ließ ich alles stehen und liegen und lief hin."

„Trafen Sie dort schon viele?"

„O ja. Wohl ziemlich das ganze Hausgesinde. Wer etwa sonst noch da war, weiß ich nicht; ich habe mich in der Aufregung nicht viel umgesehen. Als ich wieder wegging, kam Herr Whitney."

„Begegneten Sie auf dem Rückwege nach der Küche auch noch andern Leuten?"

„Nein, ich sah aber, ohne daß sie mich sah, die Haushälterin aus der Stube ihres Sohnes kommen und hörte, wie sie zu ihm sagte, er solle sich beeilen und schnell reiten, es handele sich um jede Minute."

Wichtiger gestaltete sich die nun folgende Vernehmung des allgemein als „Onkel Moses" bekannten alten Negers. Sein schneeweißes Haar und seine schon gebeugte Gestalt gaben ihm ein ehrwürdiges Aussehen, doch war er noch rüstig. Er erzählte mit einem gewissen Pathos, doch auch nicht ohne einen gewissen Humor, der ab und zu sein altes, schlaues Gesicht durchblitzte. Als früherer Sklave bezeichnete er seinen Dienstherrn mit dem ihm von früh auf gewohnten „Massa". Wie den meisten Anwesenden, war er auch dem Coroner eine wohlbekannte Persönlichkeit, und dieser wußte daher, daß man den alten braven Mann in seiner eigenen Weise reden lassen müsse.

„Na, Onkel Moses, Sie sind schon ziemlich lange hier in Schöneiche — was?"

„O, gutes Herr, ich das sein schon mehr als zwanzig Jahre. Ich haben unter mir Park und Garten. Massa oft sagen, keiner das verstehen so gut als alte Moses."

„Sie versahen natürlich auch vorgestern, am letzten Lebenstage Herrn Mainwarings, Ihr Amt in gewohnter Weise?"

„Ich ganzen Tag nicht gekommen aus Anlagen, guter Herr. Ich haufen ville Arbeit, alles zu machen wundervoll für Geburtstag von Massa."

„Haben Sie einen der Fremden gesehen, die an dem Tage das Haus betraten?"

„Ja, gutes Herr, ich sehen zwei; ich nicht wissen viel, aber es mir scheinen sehr verdachtvoll. Also, lieber Herr, ich sein vormittag fleißig um arbeiten; die englisch Gentlemen spazieren in Park; kommen Sekretär sie holen nach Haus. Eben alle drei um Hausecke verschwunden, kommen die Baumarlee rauf ein Wagen. Er halten an Haus und aussteigen ein Mann, der erst sich umsehen mit viele Scheu, ehe schnell springen in Haus. Mann mir nicht gefallen. Denk's ich, ich ihm worlen aufpassen, wenn der aus die Haus zurückkommen; aber ich haben zu ville Arbeit wegen die Geburtstag, un müssen gehen nach Werkzeugschuppen und inzwischen Wagen mit Mann sein fort."

„Haben Sie den Mann genau genug gesehen, um ihn beschreiben zu können?"

„Nein, gutes Herr, ich ihn nix können beschreiben, aber ich ihn doch wiedererkennen, als er sein gewesen noch einmal da am Abend mit andern Mann, den ich sehen nachmittag, als Massa sein ausgefahren mit englisch Herrn und Damen. Da ich gehen Rosen aufbinden vor die Portal und sinnen dort ein Wagen. Denk's ich, Fremder von vormittag wieder da und ich ihm nun können ganz nahe sehen, wenn er wieder fortfahren. Endlich kommen ein Mann aus Haustür, aber nicht der vom Morgen. Er sein groß und stattlich, haben aber auf der Nase dunkle Brille. Er schreiten zum Wagen, nehmen heraus einen langen Rock und sagen zu Kutscher, soll fahren in der Stadt. Herr legen Rock über Arm und gehen zu Fuß. Mir sein das sehr wunderlich; dunkle Brille mir verdachtvoll; kann sein schwache Augen, kann aber sein, sie nicht wollen sehen lassen. Ich aufpassen, wohin er gehen. Er nehmen zuerst Weg auf Stadt, dann wieder zurück in Seitenstraße, un bald verschwinnen. Am Abend, als ich sein fertig mit ville, ville Arbeit, ich gehen auf Wohnung zu, da plötzlich ich sehen zwei Männer an Seitenhaustür stehen."

„Um wieviel Uhr ungefähr war das?" unterbrach der Coroner schnell.

Der alte Herr schnitt eine Grimasse und kraute sich hinterm Ohr. „Ja, gutes Herr, die Uhr ich nicht wissen, ich wissen nur, daß Sonne schon längst unter."

„Waren das nun die Männer, die Sie am Tage schon gesehen hatten?"

„Ja, gutes Herr. Ich mich verstecke hinter dicke Strauch; sie leise sprechen miteinander; dann einer gehen ins Haus. Im hellen Flurlicht ich deutlich erkennen

SLUB
Wir führen Wissen.